

Die Theodizeefrage: eine Herausforderung – nicht nur für Christen

»Wie kann Gott das nur zulassen!?!« – Haben wir diese Frage, diesen Ausruf nicht schon oft gehört im Laufe unseres Lebens? Die bei Atheisten oder Agnostikern zu hörende Variation des Satzes lautet: »Wenn es einen Gott gibt, wie kann er dann so etwas zulassen!?!« Sie wird also indirekt zum Anlass genommen, Christen deutlich zu machen, dass es so etwas wie einen Gott gar nicht gibt. Es ist Humbug anzunehmen, dass es irgendwo da oben ein Wesen gibt, das willens und fähig wäre, in die irdischen Geschehnisse einzugreifen und den Lauf der Dinge zu ändern.



Dagegen ließe sich spontan schon eine Menge sagen, wie etwa: »Glaubst du wirklich, dass Gott so eine Art ADAC-Straßenwacht ist, die bereitsteht, all die Schäden zu reparieren, die der Mensch in seinem Hochmut, in seiner Selbstüberschätzung so anrichtet?« Gott als eine Art Kindermädchen, Feuerwehrmann oder Ähnliches – zur Verfügung, wenn alles mal wieder schiefgelaufen ist.

Wenn man im Gespräch von dieser Trivialebene herunterkommt, kann es sein, dass man auf den ernstesten Kern des Gesprächsgegenstandes zu sprechen kommt. Es ist die Frage der *Theodizee*, um die es hier geht. So heißt sie nun einmal seit einigen Jahrhunderten, und davon soll hier die Rede sein.

»Unter einer Theodizee versteht man die Verteidigung der höchsten Weisheit des Welturhebers gegen die Anklage, welche die Vernunft aus dem Zweckwiderigen in der Welt gegen jene erhebt.« So erklärt der große Immanuel Kant den Begriff, der im 18. Jahrhundert von einem weiteren großen Philosophen, nämlich Leibniz, geprägt worden war. Die gebildete Welt Europas war damals ins Nachdenken geraten angesichts eines schweren Erdbebens, das die Stadt Lissabon dem Erdboden gleichgemacht und die Menschen unterschiedslos dahingerafft hatte. Die Stadt war ein gewaltiger Trümmerhaufen, das Elend unfassbar. Dass der nachdenkliche Teil der Menschheit nach dem Erschrecken irgendwann die »Warum-Frage« stellte, wundert einen nicht.

Doch man muss sich auch fragen, wieso diese Frage nicht schon früher aufbrach, zum Beispiel zu Zeiten des Dreißigjährigen Krieges oder der Pestepidemien im Mittelalter. Warum gerade jetzt, wo es den Menschen so langsam etwas besser ging als früher? Die Katastrophe von Pompeji und Herculaneum war ja auch kein Pappentier, und sie war auch den Gebildeten gut bekannt. Man könnte auch Sodom und Gomorra nennen.

Wenn es also anlässlich dieser Ereignisse nicht geschah, dass sich die Menschen aufmachten, nicht nur das Wirken, sondern auch die Existenz Gottes in Frage zu stellen, liegt es nahe, die fragenden Menschen selbst in die Betrachtung einbeziehen. Liegt es an ihnen oder an den Zeitumständen, wenn sie diese Frage jetzt stellen? Welche Erwartungen haben sie in Bezug auf die Welt und Gott, wenn diese mit den Realitäten kollidieren?

Wenn die Menschen diese Frage stellen, setzen sie still voraus, dass Gott ein Teil, ein Gegenstand der menschlichen Gedankenwelt ist. Und der Mensch entscheidet dann allein durch sein Denken darüber, ob Gott ist oder nicht ist. Ein Beispiel: Wenn man die Lebenswelt des einzelnen Menschen als ein möbliertes Zimmer versteht, bevölkert mit dem, was er von Geburt an kennt, dann ist das seine Welt. Alles, was außerhalb des Zimmers ist, kennt er nicht. Er kann nicht sagen, ob da etwas außerhalb existiert oder nicht.

Nun geschieht in diesem Zimmer ein Unfall. Der Mensch fängt an, in seinem Zimmer nach Gott zu suchen. Aber der ist nicht in seinem Zimmer. Nun könnte der Mensch zu dem Schluss kommen: »Gott ist nicht in meinem Zimmer, also ist er nicht da. Es gibt ihn gar nicht.« Doch sein Zimmer ist eben nur eines von vielen. Sein Zimmer ist nicht das ganze Haus. Sein Sehfeld ist auf das Zimmer begrenzt, was er wiederum selbst nicht weiß. So zieht er daraus den falschen Schluss. Ich sehe Gott nicht in meiner Welt, also gibt es ihn nicht. Christian Morgenstern hat das in einem kleinen Gedicht sehr prägnant gefasst:

Ein Hase sitzt auf einer Wiese,
des Glaubens, niemand sähe diese.

Doch, im Besitze eines Zeisses,
betrachtet voll gehaltenen Fleißes

vom vis-à-vis gelegnen Berg
ein Mensch den kleinen Löffelzweg.

Ihn aber blickt hinwiederum
ein Gott von fern an, mild und stumm.

Der menschliche *Sehfehler* besteht also darin, sein Zimmer für die ganze Welt zu halten. Dabei kennt der Mensch noch nicht einmal das ganze Haus, er kennt also nicht einmal das, was er kennen könnte. Gott dagegen hat das ganze Haus gebaut, was wiederum bedeutet: Er gehört nicht zum Haus, gehört nicht zum Inventar: Als Haus-Erbauer gehört ihm alles. Doch er selbst gehört nicht dazu.

Auf eine andere Ebene gehoben, heißt das: Kann der, der das Universum und Raum und Zeit geschaffen hat, der Schöpfer aller Dinge also, überhaupt nach den Kriterien beurteilt werden, die *in* der Schöpfung gelten? Nein, er kann es nicht.

Wenn sich nun im Laufe der Menschheitsgeschichte, vor allem seit der Zeit der Aufklärung, die

Frage ausbreitete, wie man angesichts so schlimmer Zustände auf Erden noch an einen gnädigen Gott glauben könne, muss nicht Gott, sondern es müssen die Menschen nach ihrem Verhältnis zu Gott befragt werden. Stillschweigend wird in der Diskussion angenommen, man könne mit ihm auf gleicher Ebene diskutieren, sozusagen auf Duzfuß.

Gerade damals war es Mode geworden, »nach den Bedingungen der Möglichkeit« einer Sache, eines Sachverhaltes zu fragen und von der Antwort abhängig zu machen, ob man sich darauf einließ oder nicht. Der Richterstuhl des Verstandes, der Vernunft, wurde in dieser Zeit zur allerletzten Instanz. Und manche wirkliche oder eingebildete irdische Instanz hatte sie zu fürchten, zum Beispiel die Monarchen und Bischöfe. Und die neuen Instanzen, die Philosophen und (leider auch) die Theologen glaubten, auch Gott in diese Schublade stecken zu können.

Weil dieses Bedürfnis nach Legitimierung fast alle Lebensbereiche erfasste, wird heute auch von einer »Hochkonjunktur des Legitimationsverlangens« gesprochen. Doch in dem Raum, in dem die Wissenschaft Gott zu suchen gewöhnt ist, da findet sie ihn nicht. Kann es überhaupt ein Wunder sein, dass die wissenschaftliche Erörterung der »T-Frage« Gott nicht findet? Sie kann ja nicht über denjenigen Weltkreis hinausdenken, der Schöpfung heißt, allenfalls Fingerzeige auf den Schöpfer aller Dinge wahrnehmen. Doch Gott im Rahmen eines Legitimationsprozesses vor den Richterstuhl des Verstandes zu ziehen, das ist nur ein Symptom für die Selbsterhebung des Menschen.

Hieraus ergibt sich für den Bibelleser auch ein Verständnis Hiobs. Häufig wird darauf hingewiesen, dass Gott auf die Fragen Hiobs eigentlich nicht antwortet. Das ist richtig und falsch zugleich. Richtig ist, dass Gott am Ende des Buches Hiob nicht alles erklärt und begründet oder sich gar für sein Handeln rechtfertigt, wie viele Denker der Aufklärung und der Gegenwart es gerne gehabt hätten, um davon abhängig zu machen, ob sie an Gott glauben oder nicht. So weit wagt sich Hiob gar nicht vor, denn Hiob zieht die Existenz Gottes nicht in Zweifel: Gott ist eben Gott und Mensch ist eben Mensch.

Aber ein bisschen Erklärung hätte er schon gerne gehabt. Die aber gibt Gott ihm nicht. Wir kennen die Redensart »Keine Antwort ist auch eine Antwort«. Das gilt auch hier. Weil Gott eben Gott ist, der ganz Andere, und nicht einer von unseresgleichen, mit dem man umgehen kann wie mit jemand von unseresgleichen.

In dem Satz in Hiob 38,4 wird das besonders augenfällig. Zweierlei lese ich aus ihm heraus. Einmal erkenne ich darin einen verhaltenen Zorn Gottes: »*Wo warst du, als ich die Erde gründete? Tue es kund, wenn du Einsicht besitzt!*« Der Tadel besteht darin, dass Hiob glaubt, mit Gott auf gleicher Plattform diskutieren zu dürfen. Das aber ist eine Anmaßung. Hiob geht einen Schritt zu weit. Das ist Sünde!

Hiob erkennt das schnell: »*Wer ist es, der den Rat verhüllt ohne Erkenntnis? So habe ich denn beurteilt, was ich nicht verstand, Dinge, zu wunderbar für mich, die ich nicht kannte*« (Hi 42,3). Jetzt weiß er, was mit ihm während dieser furchtbaren Lebenskrise



geschah. Sein Vertrauen auf Gott war schwer erschüttert worden. Der Unglaube, der Zweifel an Gott und seinem Handeln hatte angefangen in seinem Herzen zu nagen. Seine Beziehung zu Gott hatte sich eingetrübt. Das Bewusstsein von der Majestät Gottes war nicht mehr so stark wie vor den furchtbaren Ereignissen der Vergangenheit. Das senkte bei ihm die Hemmschwelle, und er stellte Fragen, die ihn über die Grenzen des dem Menschen Erlaubten hinausführten.

In Goethes *Faust* lässt der Dichter den sogenannten Erdgeist vor Faust erscheinen, dem Dr. Faust gleich zu sein behauptet. Aber er kommt bei seinem Anblick nur ins Zittern und muss sich auch noch sagen lassen: »Du gleichst dem Geist, den du begreifst, nicht mir.« Auch Hiob war in seiner Krise dieser Versuchung erlegen und ließ seine frühere, größere Vorstellung von Gott hinter sich. Stattdessen versuchte er, ihn auf seine Ebene herunterzuziehen. Eigentlich kein Wunder, dass Gott darauf nicht antwortet. Doch er gibt seinen Unmut zu erkennen.

Aber dabei bleibt er nicht stehen. Gott reagiert ja mit einer Gegenfrage. Er geht also auf den seelisch schwer verwundeten Hiob ein. Gott lässt den Gesprächsfaden nicht abreißen. Das ist das Zweite. Damit beginnt eine sanfte wie deutliche Zurechtweisung. Gott gibt seinen Knecht Hiob nicht auf, sondern bringt ihn wieder auf die richtige Spur. Und Hiob versteht schnell. Es bedarf jetzt nicht mehr der ellenlangen Reden nach dem Muster seiner Freunde (s. o. Hi 42,3).

Hiob erweist sich hier für einen Augenblick als ein Mensch der Moderne. Er stellt die Theodizee-Frage,

was ein Symptom dafür ist, dass er der Versuchung der Selbsterhebung in einem gewissen Umfang erlegen ist. Für den Philosophen Odo Marquard ist das eigentlich ein Symptom der heutigen westlichen Moderne. Nach seiner Meinung lässt eine »intakte Religion« diese Frage kaum zu. Im Zeitalter der totalen Informiertheit, in dem wir fast in Echtzeit wissen, was auf der Erde vor sich geht, wo der neueste Bombenanschlag, die neueste Naturkatastrophe geschieht, können sich Journalisten und verwandte Berufe oft nicht enthalten, die Frage zu stellen: »Wo warst du, Gott?« oder ähnlich. Das verrät einiges. Wenn etwas Schlimmes geschieht, fühlt man sich auf einmal nicht mehr wohl in der eigenen Gottlosigkeit. Ein mächtiger Nothelfer im Hintergrund wäre nicht unwillkommen. Doch weil die »Reparatur« ausbleibt, schließt man daraus: Gott, dich gibt es gar nicht. Ich habe ein Recht, dich zu verleugnen.

Es gibt heute eine »Hochkonjunktur des Legitimationsverlangens« (Odo Marquard), die auch vor dem, was über uns ist, die Ehrfurcht verloren hat, und wirklich alles vor den Richterstuhl eines begrenzten Verstehens ziehen zu können glaubt. Wenn solche Menschen wüssten, wer Gott wirklich ist, würden auch sie erzittern und ihre Hand auf den Mund legen (Mi 7,16). So aber werden sie niemals Gott finden.

Als Kinder Gottes wollen wir den Rat des Apostels Petrus beherzigen, der uns anweist: »So demütigt euch nun unter die mächtige Hand Gottes, auf dass er euch erhöhe zur rechten Zeit« (1Petr 5,6).

Karl Otto Herhaus

